

Unser Blickwinkel erweiterte sich nicht nur durch das Bereisen anderer Länder und Inselwelten. Auch der Kontakt zu anderen Seglern verschiedener Nationen bot so manchen erhellenden Einblick in die unterschiedlichen Gewohnheiten und kulturell begründeten Eigenheiten der Crews. Besonders was die Rituale rund um das gemeinsame Essen und Trinken anging – dem Segler nie abgeneigt sind und dem übrigens auch auf See eine grosse psychologische Bedeutung zukommt, denn das Zubereiten der Mahlzeiten stellt oft den Höhepunkt des Tages dar –, zeigten sich gewisse Unterschiede. Da blieben uns unsere noch leeren Münder offen stehen, als wir bei der pünktlichen Ankunft im verabredeten Restaurant, das mit einem exquisiten und vielfältigen Buffet lockte, unsere irischen und englischen Bootsnachbarn bereits vor vollen Tellern und herzlich zugreifend vorfanden. Als Thomas und ich uns schliesslich zu dem verlockend duftenden Hauptgang einen guten Appetit wünschten, waren unsere Bekannten bereits beim letzten Drittel der Nahrungszufuhr – dem Dessert – angelangt, welches sie sich ohne mit der Wimper zu zucken und im Akkord mit grossen Löffeln in die gierigen Münder schoben, als drohte ihnen für den Rest des Jahres eine Gurkendiät.

Andererseits kann es auch passieren, dass wir Schweizer uns etwas überfordert fühlen, was die Tischsitten unserer internationalen Gäste betrifft. Eine befreundete Schweizer Seglerin erzählte uns, dass sie sich während der Atlantiküberquerung genötigt gesehen hatte, mehrere warme Mahlzeiten pro Tag auf den Tisch zu zaubern, ungeachtet des Wetters und Seegangs, um der kulinarischen Erwartungshaltung ihres französischen Mitseglers gerecht zu werden. Dafür wiederum lassen es sich die meisten Schweizer nicht nehmen, den befreundeten Seglern fleissig den Brauch des richtigen, genüsslichen Anstossens – mit Blick in die Augen des Gegenübers – näher zu bringen. Wir mussten feststellen, dass besonders die Sitte des Küssens nach dem „Zum Wohl“ von den meisten Seglerpaaren gerne übernommen wurde.

In der Rodney Bay Marina auf St. Lucia erhielten wir eines Abends eine Einladung zum Aperitif von zwei Franzosen, die wir auf Madeira kennengelernt und über ein Jahr später auf der Tropeninsel wieder angetroffen hatten. Unglücklicherweise versäumten wir es, eine genaue Zeit auszumachen, und so erschienen wir, getrieben von unserer schweizerischen Befürchtung, die Gastgeber ungebührlich warten zu lassen, natürlich viel zu früh bei dem französischen Pärchen, wie dem überraschten und leicht gestressten Gesichtsausdruck des Patrons leicht abzulesen war. Wir murmelten etwas von unseren Kleidern, die wir sowieso schon lange in der Wäscherei abholen wollten, und verkrümelten uns hüstelnd und möglichst unauffällig. Als wir eine gute Stunde später erneut etwas zögerlich an den Bootsrumpf der modernen Janneau klopfen, empfing man uns mit offenen Armen, Ti Punch, aromatischen Kräckern und leichter Musik. Der Aperitif zog sich mehrere Stunden hin und es wurde noch ein sehr netter Abend. So verlief die Verabredung wenigstens meines Erachtens; Thomas hatte, wie er mich zurück an Bord der BALU grinsend aufklärte, noch ganz andere Absichten unserer Gastgeber ausgemacht. Bis heute ist mir schleierhaft, inwiefern das Gebaren des französischen Paares ein unmoralisches Angebot enthalten haben soll. Thomas jedoch ist fest davon überzeugt, dass die beiden Franzosen nichts gegen eine gemeinsame Verlängerung des Abends einzuwenden gehabt hätten. Es lag wohl an meinen mangelnden Französischkenntnissen, dass mir diese aufschlussreichen Nuancen im Gesprächsfluss vorenthalten geblieben waren.

Gelegenheit, mein Französisch aufzufrischen, bot sich mir während unserer Zeit in der Karibik genug, sei es durch den Kontakt zu anderen französischen Seglern oder zu den Einheimischen auf den französischsprachigen Inseln. In Hafen von Point-à-Pitre, der mit gut 16'000 Einwohnern grössten Stadt von Guadeloupe, freundeten wir uns mit Franck und Sandrine an, zwei sympathischen Bretonen, die schon seit Jahren mit Francks

Sohn aus erster Ehe auf einem alten Stahlboot lebten. Wie die meisten Franzosen mischte auch Franck gerne Ti Punch, dies jedoch ohne weitere Absichten (er tat dies auch nur für Sandrine und die anderen Segler, er selbst trank keinen Alkohol). Die beiden brachten uns hübsche französische Phrasen bei. Wenn eine Frau einen schönen Körperbau hatte, war das „une jolie vitrine“, Kinder der zweiten Ehe nannten sie „les enfants du deuxième lit“. Sandrine und ich fanden schliesslich die passende Definition für uns selbst als „la deuxième Chance“ – die zweite Chance für Franck und Thomas.

Sich in Fremdsprachen wie Englisch, Französisch und Spanisch einigermassen ausdrücken zu können, war manchmal schon hilfreich. Der Franzose, der auf Fuerteventura mit einem Motorschaden in den Hafen geschleppt wurde, war merklich erleichtert, als Thomas hinzutrat, um zwischen ihm und dem deutschsprachigen Hafenmeister zu dolmetschen. Und auch wenn sich meine Spanischkenntnisse auf einige einfache Ausdrücke und Vokabeln beschränken: Beim Einklarieren in Kuba freute sich der Beamte merklich über jedes spanische Wort, das mir stotternd über die Lippen kam.

Manchmal jedoch kommt man mit Fremdsprachenkenntnissen auch nicht viel weiter. Chris und Sharon von der QUICK-SILVER, die beide kein Wort Französisch sprachen, schlossen sich uns in ihren Augen äusserst frankophilen Schweizern vertrauensvoll an, als wir uns eines schönen Tages von Point-à-Pitre aus auf den Weg zum lokalen Schiffshändler (U-Ship) machten – nur mal schnell, um uns dort nach einigen Dingen umzusehen, die sich inzwischen wieder auf unserer Zu-besorgen-Liste angesammelt hatten. Gut gelaunt und voller Elan ging es zuerst zu Fuss von der Marina ins etwa drei Kilometer entfernte Stadtzentrum von Point-à-Pitre, wo wir dann per Bus zum Schiffshändler fahren wollten, der sich irgendwo im angrenzenden Industriegebiet befinden musste. Der Weg von der Marina in die

Stadt führte durch einen staubigen, heruntergekommenen Vorort. Wir vermieden es jeweils, uns dort länger als nötig aufzuhalten:

### **Logbuch: Sonntag, 20.02.2011**

Nach einem Monat nur vor Anker, vertäuen wir die BALU in Point-à-Pitre mal wieder in einer richtigen Marina. Hier liegen wir sehr ruhig und wir haben wieder Wasser und Strom, so viel wir brauchen; wir ergreifen die günstige Gelegenheit und reparieren nicht nur den Wassermacher, sondern erledigen auch andere längst fällige Arbeiten: Windex im Masttopp neu befestigen, Lazy-Bag abschlagen und zum Segelmacher bringen, alle Bodenbretter hochheben und Bilge reinigen, Schwanenhals zur Durchführung der Mastelektrik neu abdichten, Massenschiene ersetzen, und und und... Zur „Entspannung“ spazieren wir ab und zu ins Stadtzentrum von Point-à-Pitre, kehren aber meist recht deprimiert zurück. Auf keiner anderen Insel der Karibik haben wir bisher eine solch trostlose Vorstadt vorgefunden: Im Vergleich zum herausgeputzten Marina-Areal wirken die zerfallenden Blechhütten und schmutzigen Plattenbauten der Schwarzen umso ärmlicher. Überall liegt Müll herum, was für uns zwar nichts Neues ist, denn auch auf anderen Karibik-Inseln wird der Unrat oft achtlos an den Strassenrand und ins Gebüsch geworfen. Point-à-Pitre aber übertrifft in dieser Hinsicht alles bisher Gesehene. Die Prostituierten sitzen schon vormittags herausgeputzt auf Klappstühlen vor den Baracken, ihr Blick geht abwesend ins Leere und zu ihren Füßen stapeln sich Scherben, leere Plastikflaschen, rostige Dosen und modrige Kartonschachteln...

Auch dieses Mal brachten wir die bedrückende Wegstrecke ins Stadtzentrum möglichst schnell hinter uns. Nach einer guten

Stunde hatten wir uns endlich zum, unserem Verständnis nach, richtigen Bus durchgefragt und kletterten erleichtert auf die zerdrückten und klebrigen Sitze. Dreissig Minuten später waren schliesslich auch die restlichen Passagiere zugestiegen und der Motor kam stotternd und zeternd ins Laufen.

Als der Bus dann zielstrebig an dem Schiffshändler vorbeifuhr, den wir knapp hinter der Absperrung entlang der Schnellstrasse ausmachen konnten, staunten wir nicht schlecht. Also raus aus dem röchelnden Bus – die nächste Haltestelle auf dieser Schnellstrecke war ja nur etwa zehn Kilometer entfernt – und ins nächstbeste Taxi gehüpft. Der Fahrer machte grosse Augen. U-Ship? Nie gehört. Erst, nachdem wir uns an einer Tankstelle den genauen Weg ins Industriegebiet hatten beschreiben lassen, liess er sich dazu bewegen, endlich den Motor zu starten. Nach einigem Hin und Her und einer weiteren Stunde später erschien tatsächlich der ersehnte Schriftzug auf der Stirnseite eines Wellblechschuppens. Halleluja! Nachdem wir schliesslich all das eingekauft hatten, was nicht auf unserer Liste stand, schleppten wir uns zu Fuss durch die feuchte Nachmittagshitze zur nächsten Bushaltestelle. Verschwitzt und mit ausgedörrten Kehlen stellten wir uns in der sengenden Sonne an den schmutzigen Strassenrand; die vorbeirasenden Autos und Kleinbusse wirbelten den beissenden Sandstaub auf, der sich auf unsere klebrigen Arme und Nacken legte. Jetzt nur noch schnell zurück ins Zentrum und dann den idyllischen Spaziergang zurück zum Boot hinter uns bringen...

Daran, dass ein einfacher Einkauf schnell zum Tagesausflug mutieren kann, hatten wir uns schon gewöhnt. Für die meisten Yachties gehört dies zur Tagesordnung und man nimmt es meist gelassen, wenn sich ein Vorhaben anders entwickelt als geplant. In einem fremden Hafen Besorgungen für das Boot zu machen, kann auch in unseren modernen Zeiten noch zu einer regelrech-

ten Odyssee ausufern. Da ergeht es uns nicht viel anders als Beate Kammler, die zusammen mit ihrem Mann Peter in den frühen 70er-Jahren um die Welt segelte und die, wie sie in ihrem Bestseller beschreibt, nach der Jagd auf eine Ankerlaterne mit Fresnelscher Linse, die sie durch halb Panama City führte, ihrem Mann versicherte, dass sie „nie mehr mit ihm zusammen Einkäufe fürs Schiff machen“<sup>11</sup> werde.

Einerseits führt eine Reise mit dem Segelboot also gezwungenermassen dazu, dass man lernt, mit unerwarteten Ereignissen etwas entspannter umzugehen und sich selbst nicht zu wichtig zu nehmen. Wir kennen keinen Segler, der nicht auch mal über sich selbst lachen kann. Andererseits lassen sich gewisse Eigenarten nicht einfach abstellen. Manchmal können wir einfach nicht aus unserer Haut. Ich will nicht auf Stereotypen herumreiten, aber man muss zugeben, dass es einem kubanischen Fischer nie in den Sinn käme, die Ankerkette mit der Zahnbürste zu säubern, wie wir dies zuweilen an Bord einer Schweizer Aluyacht beobachten konnten...

Die Schere zwischen Laisser-aller und Übereifer im Unterhalt der Boote öffnet sich weit. Auch Thomas und ich übertrieben es in den Augen einiger anderer Segler wohl mit der Ausrüstung unserer BALU und unserem Sicherheitsbewusstsein. Aus der Sicht wieder anderer Bootsbesitzer taten wir wiederum nicht genug, um unser Boot in Schuss zu halten. Stefan von der deutschen PAS DE DEUX, der während mehrerer Monate Zeuge unserer Schweizer Gründlichkeit war, betonte immer wieder, dass er mit der BALU jeden Moment und ohne einen einzigen Kontrollblick zur Weltumsegelung ablegen würde. Andere wiederum (und es waren meist Schweizer) versuchten sich zwar nichts anmerken zu lassen, verrieten aber durch ihre verspannte Haltung und den starren Blick aus dem Augenwinkel, dass sie einen

---

<sup>11</sup> Beate Kammler: *Komm wir segeln um die Welt*, 1975: 102.

kleinen Rostfleck auf dem Geräteträger oder gar einen Ansatz von Schimmel an der Sprayhood entdeckt hatten. Bei diesen Leuten an Bord getraute man sich dann kaum, sich mit den staubigen Shorts auf die perlweissen Polster zu setzen.